

Nr. 130. Bromberg, den 7. Juni 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(2. Fortsetzung.) ——

Er war entschlossen, zu heiraten, aber er ließ sich Zeit beim Wählen. Was er finden wollte, wußte er, und er war sich auch sicher, daß er es finden würde.

Seine erste Ehe lag hinter ihm wie ein freundliches Bild, das mit dem eigentlichen Leben nicht mehr viel zu tun hat. Der junge Mensch von damals und der reife Mann, der jetzt auf Freiersfüßen ging, hatten nur noch entfernte Ähnlichkeit.

Als er Adelheid Sprekelsen bei ihren Verwandten Averdieck begegnete, und man ihm das junge Mädchen als Muster aller Vortrefflichkeit rühmte, hatte er nur ein flüchtiges Wohlgefallen an ihr. Jung, lieblich, wohlerzogen, nicht gerade ein Gänschen — nun ja, so gab es mehr.

Dann fiel ihm auf, wie sich das Mädchen ihm gegenüber zurückhielt. Es kam sofort eine gewisse Verschlossenheit und Sprödigkeit in das weiche Gesichtchen, so oft er sie ansprach. Das begegnete ihm sonst nicht, und das reizte ihn. Er beachtete Adelheid mehr als die übrigen jungen Damen, die sich ihm mehr oder minder geflissentlich in den Weg stellten. —

Er traf auch Sprekelsen auf der Börse, im Ratskeller und auf einigen Herrenabenden, und er fand bei ihm die gleiche Zurückhaltung, die fast Ablehnung war. Da packte es ihn an: „Die soll es sein, gerade die. Mich übersieht man nicht.“ Er warb um die Zwanzigjährige. In seinem Schreiben standen die Worte: „Sollten Sie nicht geneigt sein, meiner Werbung Gehör zu geben, sollte Ihr Fräulein Tochter bereits anderweitig über ihr Herz und ihre Hand bestimmt haben, so bitte ich, mir durch einen Boten eine kurze Nachricht zu senden. Darf ich aber hoffen, Sie mir nicht ungünstig gesinnt zu finden, so erwarte ich weiter keine Nachricht und werde mir erlauben, mittags um zwölf Uhr persönlich in Ihrem Hause zu erscheinen, um aus Ihren Händen ein Glück in Empfang zu nehmen, das meinem Leben den höchsten Wert verleihen wird.“

Morgens um halb zehn etwa mußte Herr Sprekelsen den Brief erhalten haben. Eine Stunde später hätte, vorausgesetzt, daß man sich zu einer absoluten Ablehnung entschloß, der Bote da sein können. Jetzt zeigte die Uhr zwanzig Minuten vor zwölf, es war niemand gekommen.

Heinecken stand vor dem hohen Stehspiegel in seinem Ankleidezimmer. Der Spiegel war in einem dicken Goldrahmen, die Möbel, Schränke, Stühle, ein Sekretär — denn er schrieb bisweilen noch abends hier oben — von dunklem, blitzblankem Mahagoniholz.

Die Tür zu einem kleinen Nebenzimmer stand offen, und man sah eine Badewanne aus Kupfer. Die Sonne funkelte im Metall, liebkoste es förmlich und wunderte sich, wie dies Stück hier hereingekommen sein mochte. Denn es war noch nicht die Zeit, in der Privatpersonen sich solchen Luxus gestatteten, und man erzählte sich, der Prinz Wilhelm von Preußen, der auch der Mode warmer Bäder huldigte, ließe sich jede zweite Woche aus einem Berliner Hotel die dort vorhandene Wanne kommen. Ein Karren, mit einem Pferde bespannt, führe sie in sein Palais.

Karl Anton hatte die Neigung zu warmen Bädern von seinen Reisen mitgebracht und das teure Stück von Kupferschmied Hermes am Rödingsmarkt anfertigen lassen.

„Hat ihn bar und blank hundert Taler gekostet“, sagte Hermes. „Bar und blank hundert Taler Banco“.

Johann putzte die Wanne sorgsam und nachhaltig. Johann stellte sie noch über das englische Service und die silberne Taufschale. Diese Wanne war für ihn das unwiderlegbarste Zeichen, daß er im vornehmsten Hause Hamburgs diente.

Jetzt stand Johann, die Kleiderbürste in der Hand, hinter seinem Herrn, um dem grünen Tuchrock noch einen letzten Strich zu geben. Ein kostbares Stück, der Rock. Allerfeinstes Tuch, neueste Mode. Die Taille legte sich im Rücken und über den Hüften dicht an den Körper, die elegante Figur markierend, dann sprang der Rock in weiten Falten aus. Vorn offen, zeigte er die gestickte weiße Weste und Beinkleider von hellgrauem Kaschmir. Man trug schon viel bei festlichen Gelegenheiten weiße Beinkleider von gleichem Stoff, aber bei einer so feierlichen Gelegenheit, wie es eine Werbung war, hatte Heinecken die dunklere Nuance für passender erachtet. Wie Schnee schimmerte das weiße Halstuch um den ebenso schimmernden Kragen.

Johann sah mit zufriedenen Blicken auf seinen Herrn. So einen sollten sich die andern nur suchen.

„Der Redingote“, sagte Heinecken, fuhr in den bereitgehaltenen weiten Staubmantel, griff nach dem Zylinder, „der Wagen soll vorfahren“.

Johann schoß fort. Er spürte es in der Luft: Da war etwas im Werden. Heinecken schritt die Treppe zum Parterre hinab, und wie er auf die Straße trat, war der Wagen schon vorgefahren. Johann stand, den blanken Hut mit rotweißer Kokarde — Hamburgs Farben — in der Hand, daneben. Emil, der Stallknecht, hielt das Pferd. Vorn auf dem Sitz neben Heineckens Platz lag, in Papier geschlagen, ein Rosenstrauß. Eine Minute später trabte der Rappe den Jungfernstieg hin zur Bergstraße und bog bei der Petrikirche in die Schmiedestraße ab.

Vor der Kirche, auf der Treppe, einen Holzschemel unter sich, saß eine Zwergin, Rutsch-Anna, ein ältliches Weibchen, dessen Beine so verkrüppelt waren, daß es sich sein Leben lang nur rutschend vorwärts bewegen konnte. — Niemals bat die Alte um ein Almosen. Aber die Hamburger kannten sie und gaben ungebeten. Sie saß dort im Sommer und Winter, immer eine große, weiße Haube auf dem Kopf und ein großes, blitzsauberes Taschentuch in der Hand. Man sagte, dies Tuch spreche seine eigene Sprache. Je nachdem die Alte es hob oder senkte, trete ein Vorübergehender an sie heran, beuge sich und ließe ein Geldstück in die Linke unter dem Tuch gleiten. Wenn er sich aufrichtete, es konnte auch eine „Sie“ sein, halte er ein Brieschen in der Hand.

Rutsch-Anna spielte für die Hamburger Jeunesse dorée den Postillon d'amour, ein nutzbringender Posten, so lange die Einrichtung postlagernder Chiffrebriefe noch nicht bestand.

Als Heinecken mit seinem Wagen an der Kirche vorüberfuhr, hob sie den Kopf und reckte den ganzen verkrüppelten Körper. Sie erspähte jede Kleinigkeit. Nichts entging ihr, denn sie hatte Augen wie ein Luchs. Sie sah die weißledernen Handschuhe, den Strauß auf dem Vordersitz, den besonderen Ausdruck in den Zügen. Was bedeutete das? Und warum gönnte er ihr keinen Blick? Er gehörte doch zu den Freigebigen, und Johann hatte oft abspringen müssen, ihr ein Geldstück zu reichen. Und so vor zwanzig Jahren, als seine Eltern noch lebten, ehe er noch die Erste genommen, hatte sie auch ihm hübsche rosa oder violette Briefchen zwischen die Finger geschoben.

„Rutsch-Anna, was ist denn mit Heinecken los?"

Aha, die Demoiselle Wagener vom Stadttheater. Auch eine feine Dame, wenn ihr Vorüberkommen auch nie mehr als zwei Sechsling trug. „Der sah ja aus, als ginge er auf Freiersfüßen."

„So sah er aus, Mamsell. Fuchba fein ins Zeug. Und die Schmiedestraße ist er runtergefahren und, ich glaub', auch die Brandstwiete. Aber auf wen er da ein Auge hat, da kann ich mir keinen Vers auf machen, Mamsell."

„Sie weiß doch sonst alles, Rutsch-Anna." Es klang gereizt.

Die Alte zuckte mit den Schultern und kicherte. „Was die Jungen sind, Mamsell Wagener, die jungen Deerns und Mannsleute, die klönen mich allens vor. Da weiß ich viel, was hier in Hamburg begäng is. Aber so 'ne großen Herren wie Herr Heinecken, oder so 'ne feinen Damens, wie die Theatermamsells, die bin ich viel zu gewöhnlich. Wenn die was um die Fingers haben, denn suchen sie sich feinere Apportendrägers, Dieners und Jumfern."

Kuck an, die Alte konnte auch boshaft sein!

Die Demoiselle Wagener sah hochmütig auf die kleine Person herab, warf ihr einen Schilling in den Schoß und ging ohne Gruß weiter.

Rutsch-Anna lachte ihr nach. „Tjä, mein Deern, hast auch woll dacht, er soll dir da en Thron in sein Haus bauen, weil er dir mal mit auf'n Wagen gehabt hat! Och, mein Deern, da haben noch ganz ander gesessen und sind auch nich Madame Heinecken geworden." — — —

Otje Soltau schoß so hastig von seinem Pult hoch und zur Flurtür, daß Ladwig nervös zusammenfuhr. „Soltau, was — ach so."

Da hielt der elegante Einspänner vor dem Haus, Johann sprang vom Sitz und faßte die Zügel, Heinecken schwang sich, gewandt wie ein Jüngling, nieder, griff den Strauß vom Sitz, sah mit belustigtem Lächeln auf all die neugierigen Gesichter am Kontorfenster und verschwand im Hause. Otje stand und dienerte. „Bitte, bitte. Hier hinten herein. Herr Sprekelsen läßt bitten. In das Kabinett." Er griff dienstbeflissen nach dem weiten Mantel, den Heinecken von den Schultern gleiten ließ, riß die Tür auf und verkündete: „Herr Sprekelsen, Herr Heinecken kömmt."

Sorgsam hing er den Mantel an den Haken neben dem Büfett, strich bewundernd über den seidig feinen Stoff, versuchte im leisen und langsamen Vorüberschreiten an der Tür ein bedeutsames Wort zu erhaschen, und kehrte stolz und wichtig in das Kontor zurück.

„Geschäfte sind das nicht, Herr Ladwig. Er hatte Rosen bei sich. Man konnt' es durch das Papier riechen. Mit Rosen macht man doch keine Geschäfte."

„Ich hab' Sie nicht gefragt", sagte Herr Ladwig barsch.

*

„Daß Sie mich annehmen", sagte Karl Anton Heinecken, und sah den kleinen Herrn Sprekelsen von seiner Höhe herab mit verbindlicher Liebenswürdigkeit an, „das weckt in mir die schönsten Hoffnungen. Darf ich hoffen, mit meiner Werbung Ihnen und Ihrem sehr verehrten Fräulein Tochter nicht unwillkommen zu sein?"

Sprekelsen konnte es absolut nicht vertragen, wenn große Leute so auf ihn niedersahen. Er wär überhaupt ein ungewandter Mann, sobald es nicht um das Geschäft ging. Der elegante Weltmann da vor ihm war ihm äußerst unbequem. Und ausgerechnet so einer sollte sein Schwiegersohn werden.

„Wir wollen uns setzen", schlug er vor. Im Sitzen kam das Übergewicht des andern nicht so stark zur Geltung. Jedenfalls richtete er sich selber auf seinem Stuhl straff empor.

„Hm, ja, also — es ist mir eine große Ehre gewesen. — Ja — ich muß gestehen — ich habe nicht im entferntesten an etwas Derartiges gedacht. Meine Schwester — meine Tochter — man gab mir nicht den leisesten Wink."

„Ich würde mir nie erlaubt haben, Ihrem Fräulein Tochter von meinen Empfindungen zu sprechen, ehe ich nicht wußte, ob Ihnen, dem Vater, eine Bewerbung willkommen sei."

Mit Speck fängt man Mäuse, dachte Sprekelsen, und fühlte doch wie glatt ihm die höflichen Worte seines Gegenübers hinuntergingen.

„Ich bin mir bewußt", fuhr Heinecken fort, „daß es eine große Kühnheit ist, wenn ich, der Vierziger, um ein zwanzigjähriges Mädchen werbe. Was ich an äußeren Gütern zu bieten habe, mag nicht unbedeutend sein, aber ich weiß wohl, daß ein junges, rein- und edeldenkendes Mädchen wie Fräulein Adelheid sich nicht durch Äußerlichkeiten blenden läßt. Auch bin ich nicht bescheiden genug, mich mit einem Ja zu begnügen, das lediglich meinem Haus, meinem Namen, meiner Stellung gelten würde. Vielleicht ein unbilliges Verlangen — aber es ist vorhanden."

Sprekelsen riß es fort. „Ich will Ihnen lieber gleich kurz und klar die Wahrheit sagen, lieber Heinecken. Wenn es nicht wäre, weil mein Kind mit seinem Herzen attachiert ist, ich hätte Ihren Besuch nicht erwartet. Denn gegen ihren Willen würde ich Adelheid nie zu einer Heirat überreden." Er hatte eigentlich ganz anders und sehr viel geschäftlicher sprechen wollen, aber als ihm dies Geständnis herausgefahren, fühlte er, daß ihm nun nichts mehr übrigblieb, als seinen Segen zu geben.

Heinecken war zu vornehm denkend, seinen Vorteil auszunutzen. „Ich bin außerordentlich glücklich über Ihre Worte, Herr Sprekelsen. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß es mein aufrichtiges Bemühen sein wird, das Glück zu verdienen, das Sie mir in Aussicht stellen. Als Vater können Sie aber erwarten, daß ich Ihnen zuvor meine Verhältnisse klarlege."

Da kamen sie denn in das Fahrwasser, in dem Sprekelsen sich zu bewegen wußte. Nach einer kleinen halben Stunde, in der er immer zufriedener geworden, erhob er sich. „Also — alles zwischen uns Männern in Ordnung. Ich will Sie denn nun zu Ihrer — hm — Braut führen. Wir gehen nach oben."

An der Tür hielt er noch einmal an. „Es ist mir peinlich — aber um alles gleich ein für allemal abzusprechen —"

„Bitte. Wenn ich noch irgend etwas vergaß —"

„Geldsachen sind das nicht. Durchaus nicht. — Aber — mmm — ja. — Sie wissen, Hamburg ist eine große Familie. Und in einer Familie späht jeder dem andern in seine Angelegenheiten. Und — und — na, es wäre mir also sehr lieb, wenn Sie bei Ihren Ausfahrten künftig nicht mit Damen gesehen würden. Es mögen ja sehr nette und anständige Damen sein, wie die Welt aber einmal ist —"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, verehrter Schwiegervater, daß künftighin Adelheid, meine einzige Begleiterin sein wird. Im übrigen hat man diesen kleinen Harmlosigkeiten eine Bedeutung beigelegt, die sie wirklich nicht verdienen."

„Mag ja sein. Mag ja sein. Wir wollen nicht mehr davon reden."

*

Oben — Heinecken war von ihm in die beste Stube geführt worden, Mahagoni mit rotem Samt, wo Adelheid wartete — suchte er seine Schwester auf.

„Ja, Anna, das ist schnell gekommen. Er spricht jetzt mit ihr." Erregtes Streichen über die Glatze. „Weißt du, daß er über anderthalb Millionen hat? Ohne das Haus. — Und läßt gleich für Adelheid hunderttausend Taler sicherstellen. Für alle Fälle. Auf Leben und Sterben. — Bot es mir selber an. Nobel, immer nobel! — Es ging mir beinah zu glatt. Ich kann mir nicht helfen, ich hab' immer solch Gefühl: Wenn er nur durchhält. Wenn er als Geschäftsmann nur nicht zu großartig ist. Was er mir da erzählt von seinen Geschäften und Plänen und Aussichten — wunderschön, wunderschön. Aber mir ist, als wenn ich auf Glatteis gehe."

(Fortsetzung folgt.)

Seine Brautfahrt.

Eine Sommergeschichte aus Thüringen.

Von Tino Hardt.

(Schluß.)

Als es an die Weiterfahrt ging, kletterte Max als erster in den Wagen und machte sich's bequem. Nun mochte die Ilse nur immerzu auf dem Bock sitzen und sich von dem klugen Kutscher examinieren lassen.

Ilse stieg mit Herzklopfen auf ihren hohen Sitz. Ja, es war kein Zweifel, er hatte es ja selbst dort in der Höhle gesagt, er war mehr als er schien! O, wie mußte er leiden!

Bald zog indes die herrliche Gegend sie von ihren Gedanken ab. Aber das Mitleid blieb in ihrem Herzen und bereitete dort den Boden für ein anderes Gefühl, zu dem es ja die erste Stufe bilden soll.

Man kam durch das Trusetal und Heinz wußte von jeder dieser seligen Frauengestalten Sagen und Märchen.

Nach kurzer Rast in Brotterode ging's hinauf zum Inselsberg. Hier wurde etwas verspätet Mittagsrast gehalten und die Aussicht, wiederum durch Heinz erklärt, genossen.

Dann zogen es der Amtsgerichtsrat mit Tochter und Sohn vor, zu Fuß durch den Lauchagrund, Torstein und ungeheuren Grund nach Reinhartsbrunn zu wandern, Heinz erwartete sie dort mit den beiden alten Damen.

Das reizende Schlößchen wurde bewundert, dann ging's zurück nach Friedrichsroda und hier bezogen Amtsgerichtsrats im „Waldhaus" die bestellten Zimmer, während Heinz in die Stadt zu einem anderen, ihm von Lechner bestimmten Gasthaus fuhr. Dort hatte ihm dieser schon telephonisch ein gutes Zimmer reserviert und Heinz schickte sich an, sich mit Hilfe seiner im Rucksack verborgenen Schätze salonfähig zu machen, denn er ahnte, hier Bekannte zu treffen. Wirklich kreuzte auch bald ein Studiengenosse seinen Weg und schleppte ihn mit zum Kurhaus. In heiterem Geplauder beachtete er es nicht, daß der Amtsgerichtsrat dicht an seinem Tische vorbeiging. Dieser wunderte sich natürlich des Höchsten, seinen Kutscher in so nobler Gesellschaft und bei einer langhalsigen Flasche sitzen zu sehen, beschloß aber, seinen Weiblichkeiten gegenüber zu schweigen, denn die würden sicher einen geheimen Räuber oder dergleichen wittern. Ihm schien eher so was wie ein Studentenulk dahinter zu stecken. Und schließlich mochte er sein, wer er wollte, wenn er nur gut fuhr und sie ungefährdet nach Ilmenau brachte. Aber aufpassen wollte er morgen doch etwas. — —

Der nächste Tag brachte keinerlei weiteren Anlaß zum Mißtrauen. Der Kutscher sprach zwar viel, fast zu viel mit Ilse, die ihm mit glänzenden Augen zuhörte, aber Ilse war in des Vaters Augen noch ein Kind. Und dann erklärte der junge Mann ja auch den anderen alles Wissenswerte.

So gelangte man dann über Tambach gegen Abend nach dem reizenden Oberhof. Aber auch diesmal zog es Heinz vor, mit seinem Gefährt nicht im Domänengasthof zu bleiben, sondern ein einfacheres Nachtquartier aufzusuchen.

— — Der letzte Tag kam heran. Das Wetter war schwül, wenn auch zunächst wolkenlos. Erst gegen elf Uhr fuhr man nach der Schmücke ab, da man gewiß war, doch noch vor Abend in Ilmenau anzulangen. —

Schneekopf und Schmücke waren besichtigt, jetzt gings talab über Mönchshof nach Ilmenau. Schon auf der Schmücke hatte Heinz gesehen, daß sich am Horizont Wolkenköpfe zeigten. Mit der in dieser Gegend eigentümlichen Plötzlichkeit stieg nun eine zweite Wetterwand über den Beerberg herauf und ereilte die Gesellschaft zwischen der Schmücke und Mönchshof.

Heinz hielt die Pferde an, schlug den Wagen hoch, bedeckte die Koffer und war kaum mit seinen Vorbereitungen fertig, als das Wetter sie überfiel.

Da erst dachten die im Innern des Wagens Sitzenden an Ilse. Sie konnte unmöglich draußen auf dem Bock bleiben.

Der Amtsgerichtsrat versuchte das Fenster zu öffnen, aber es klemmte zu sehr, man rief und klopfte an die Wagenwand, doch Sturm und Donner übertönten diese Versuche. Schließlich sah man ein, daß Ilse doch schon naß sei und überließ sie ihrem Schicksal.

Das Sorgenkind saß indes wohlgeborgen. Heinz hatte ihr sein eigenes Lodencape umgeschlagen. Der Hut lag trocken unter dem Tambourleder, die Kapuze deckte statt seiner den blonden Kopf. Und machten die Pferde mal einen heftigen Sprung, erschreckte sie ein zu greller Blitz, dann legte Heinz beruhigend seine Hand auf die ihre oder wohl gar den Arm um die Schulter und sie schmiegte sich hilfesuchend dicht an ihn.

So fuhr man im schärfsten Tempo durch Mönchshof, ohne anzuhalten. Wozu auch. Der Traum war ohnehin kurz genug.

Dicht vor Ilmenau wickelte sich Ilse aus der schützenden Hülle und ordnete ihre zerzausten Haare. Schon schien auch bereits die Sonne wieder. Schade, zu schade, daß das Gewitter nicht länger dauerte!

Und nun schlug die Scheidestunde. Zuerst wurde das Geschäftliche erledigt. Der Amtsgerichtsrat bat um eine Quittung und mechanisch schrieb Heinz seinen Namen und fuhr unbewußt fort Ober . . . da besann er sich und schrieb Ober-Ruhla.

Nur noch ein kurzes Lebewohl. Sollte das alles sein? Aber nein, es kam noch etwas.

„Hast du dem jungen Mann ein ordentliches Trinkgeld gegeben, mein Sohn? Er hat immer so nett für mich alte Frau gesorgt." —

„Ich habe ihm schon fünf Mark über das tarifmäßig bestimmte Trinkgeld gegeben", sagte der Amtsgerichtsrat.

„So will ich ihm auch noch etwas schicken. Max, hier, gib ihm das." Aber Max hatte keine Lust.

„So tu du's Ilse. Und grüße ihn von mir."

Ilse vertauschte unterwegs das Silberstück mit ihrem einzigen Goldfuchs. Sie traf Heinz auf dem Hofe und reichte ihm das Geld mit einem Gruß von der Großmutter schüchtern hin.

Aber Heinz ergriff gleich die ganze kleine Hand und drückte sie innig. „Ich nehme es als Talisman, daß ich Sie wiedersehe, Fräulein Ilse. Denken auch Sie bisweilen an mich. Also auf ein frohes Wiedersehen, aber unter anderen Verhältnissen, Ilse."

Und Ilse wiederholte: „Auf Wiedersehen", und erwiderte den Händedruck, und es war doch nur der Kutscher.

Bald darauf verließ Heinz mit seinem Gefährt Ilmenau, um noch am selben Tage möglichst viel vom Heimwege zurückzulegen.

*

„Hurra! Der olle, eklige Rämpker geht Ostern fort, es gibt 'nen Neuen!" kam eines Tages kurz vor den Osterferien Max Wegener jubelnd in seine elterliche Behausung. „Na, den wollen wir uns beizeiten ziehen, wir Quartaner!"

„Vorläufig bist du ja noch in Quinta, mein Sohn. Und wer sagt dir denn, daß der Neue sich von euch ziehen läßt? Vielleicht ist's so einer wie unser thüringischer Kutscher. Du weißt doch noch, Max?"

Die Erinnerung an den frageluftigen Kutscher gehörte zu Maxens unangenehmsten Dingen.

„Ach, so einen gibt's doch nicht wieder! Und bange machen gilt nicht!", meinte Max frech, zog sich dann aber aus dem väterlichen Beobachtungskreis zurück.

Ja, drei Personen gedachten noch des Kutschers. Max mit Abscheu, der Amtsgerichtsrat mit einer gewissen Neugier, ob und unter welcher Gestalt der Zufall sie wohl noch mal zusammenführen würde, getreu nach dem Satze: Die ganze Welt ist nur ein Dorf.

Am meisten aber beschäftigten sich Ilsens Gedanken mit ihm. Sie umgab ihn mit allem Hohen, Herrlichen, das nur irgend den Heros einer Mädchenphantasie je schmücken konnte und harrte mit Sehnsucht auf ein Wiedersehen. —

Der vorletzte Ferientag war da. Ilse, die denn doch etwas neugierig auf den neuen Oberlehrer war, besuchte ihre Freundin Käte, die Tochter des Gymnasial-Direktors. Der Direktor und seine Frau waren auch bei den Mädchen und man sprach natürlich von dem Neuen.

Da klingelt es draußen und das Mädchen brachte eine Karte.

„Aha! Da haben wir ihn ja. Führen Sie ihn in mein Studierzimmer."

Neugierig betrachteten die beiden Mädchen die liegengebliebene Karte.

„Heinrich Bergener, Oberlehrer“, stand darauf.

„Ach, der heißt auch Heinrich“, dachte Ilse, denn daß es derselbe sein könne, fiel ihr nicht ein. Sie hatte damals seinen Vaternamen nicht gehört.

Eine kurze Weile verging, da öffnete der Direktor die Tür seines Studierzimmers und stellte seinen Gast den Damen vor.

Ein Schrei der Überraschung entfuhr Ilse und Heinz errötete gleich ihr.

„Sie kennen sich?“

„Du kennst ihn, Ilse?“

„Ich hatte im vorigen Jahre das Glück, das gnädige Fräulein auf einer Wagenfahrt in Thüringen kennen zu lernen. Darf ich hoffen, daß Sie sich meiner noch erinnern, gnädiges Fräulein?“

„Ja sehr, d. h. gewiß“, stotterte Ilse verlegen und wurde noch röter, denn Käte hatte ihr heimlich ein „Duckmäuser“ zugeflüstert.

Bald empfahl sich der Oberlehrer und auch Ilse suchte möglichst rasch dem Kreuzfeuer freundschaftlicher Fragen zu entgehen.

Kaum war sie jedoch außerhalb des Gesichtskreises der Direktorwohnung, als rasche Schritte sie einholten.

„Fräulein Ilse, darf ich hoffen, daß Sie mir die Mystifikation von damals verzeihen. Darf ich Ihnen beichten, wodurch ich Ihr Kutscher wurde?“

Als er geendet hatte, fragte er weiter: „Haben Sie wohl manchmal seitdem an die Fahrt nach Ilmenau gedacht?“

Sie bejahte errötend.

„Ich glaube, ich habe damals gezeigt, daß ich Sie sicher durch Sturm und Wetter führen kann. Würden Sie mir nun nicht daraufhin die Zügel Ihres Lebenswagens für immer anvertrauen, oder muß ich fürchten, daß mein Talisman lügt“, hier zeigte er auf das Geldstück an seiner Uhrkette, das Ilse erst jetzt bemerkte, „und daß der Oberlehrer Ihnen weniger Vertrauen einflößt als der Kutscher. Willst du's mit mir wagen, Ilse?“

Sie schwieg, aber er las die Antwort aus ihren Augen und so wie damals schmiegte sie sich vertrauensvoll fest an ihn. Und es war doch gar kein Gewitter! —

Es kam auch keins. Selbst dann nicht, als Heinz dem Amtsgerichtsrat seine Beichte ablegte.

„So ganz traute ich Ihnen gleich nicht und nun entpuppen Sie sich gar noch als Mädchenräuber“, meinte Wegener lachend.

Der Einzige, dem die Sache nicht paßte, war Max. Nee, der Neue ließ sich nicht ziehen, trotzdem 's sein Schwager war.

Ilse behauptete später immer, die schönste Strecke von jener Wagentour sei die zwischen der Schmücke und Ilmenau gewesen.

Lächelnd stimmte Heinz ihr bei und sagte: „Ja, es war auch meine Brautfahrt.“



Bunte Chronik

* **Augen und Verdauung.** Dauernde Überanstrengung der Augen kann, wie die jüngsten Untersuchungen des amerikanischen Arztes Dr. E. L. Jones erwiesen haben, die verschiedensten Zustände körperlichen Unbehagens nach sich ziehen. Infolge der engen Beziehungen zwischen den Augenmuskelnerven und den Nerven von Herz und Verdauungskanal kommen bei Menschen, die ihre Augen zu sehr überanstrengen, sowohl Schlaflosigkeit, als auch leichte Herzstörungen und Magen- oder Darmbeschwerden vor. Dadurch, daß man sich zwingt, so scharf als möglich zu sehen, überanstrengt man seine Sehkraft und überreizt damit seine Augennerven und Augenmuskeln so sehr, daß sich diese Überreizung auch an anderen Körperteilen auswirkt. Das erzwungene Scharfsehen wird an Personen mit normaler Sehkraft in der Regel öfter beobachtet, als an schlecht sehenden Menschen.

* **Die kleinste Kamera der Welt.** In London fand kürzlich eine photographische Ausstellung statt, auf der eine photographische Kamera die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Stellt sie doch wohl unzweifelhaft die bei weitem kleinste Kamera der Welt dar. Die von ihr gemachten Aufnahmen sind mit bloßem Auge überhaupt nicht sichtbar, was ohne weiteres verständlich ist, nehmen doch ihrer dreihundert erst den Raum eines Stecknadelkopfes ein. Das Mikroskop zeigt eine überraschende Schärfe der Bilder.

* **Badezimmer unsittlich!** Es ist kaum glaublich, aber wahr. Noch vor kaum hundert Jahren wollte man in Amerika von einem Badezimmer in den Wohnungen nichts wissen. Die Berufenen und die sich berufen fühlten, behaupteten steif und fest, daß das tägliche Baden nicht nur gesundheitsschädlich, sondern in höchstem Maße auch unsittlich sei. Als der holländische Kaufmann A. Thomson nach Cincinnati die erste Badewanne einführte, eine ähnliche, wie er sie im Londoner Palais von Lord John Russel sah, herrschte in der Stadt große Empörung. Die Zeitungen griffen den Kaufmann heftig an und — die erste Badewanne mußte aus der Stadt verschwinden. Viele Ärzte fällten ein besonders schlechtes Urteil über diese neue Einrichtung. Ein Professor erklärte: „Das tägliche Baden kann allerlei Krankheiten verursachen, sowohl Rheuma wie verschiedenes Fieber als auch Lungenentzündung.“ In Philadephia wurde im Jahre 1843 ein Gesetzentwurf eingereicht, in welchem das Verbot der Benutzung der Badewanne verlangt wurde, denn — das Baden in unkontrollierten Privatwohnungen, wo Mann, Frau und Kinder zusammenleben, ist unsittlich. In vielen Staaten von Amerika wurde für jede Badewanne eine Steuer von 30 Dollar erhoben. Erst im Jahre 1851 wurde im Weißen Hause in Washington das erste Badezimmer eingerichtet, und noch zehn Jahre dauerte es, ehe sich diese Institution durchsetzte.

* **Eine Geige ohne Schallboden.** Eine umwälzende Erfindung auf dem Gebiete des Geigenbaues wurde vor kurzem in den Vereinigten Staaten gemacht: die Geige ohne Schallboden. Bisher brauchte man einen sogenannten Resonanzboden, um die Töne von Saiteninstrumenten zu verstärken, auch eigens dazu auf das Instrument aufgesetzte Schalltrichter dienten dem gleichen Zwecke. Die erwähnte neuartige Geige kommt nun völlig ohne Resonanzboden aus, sie besteht nur aus den über einen Steg geführten, auf einer Art Träger befestigten Saiten. Der Ton wird, ähnlich wie bei der Wiedergabe von Schallplatten, von einem Mikrophon aufgenommen und einem kleinen Lautsprecher zugeführt, der die Geigentöne in der gewünschten Stärke zu Gehör bringt. — Ob diese amerikanische Geige auch die gleiche Klangschönheit besitzt, wie eine alte Stradivarius oder Amati, darf man wohl einstweilen bezweifeln. Gerade die Gestaltung des Geigenkörpers war es ja, wodurch die berühmten alten Geigenbauer dem Klang der von ihnen hergestellten Instrumente die unvergleichliche Vollendung verliehen.

* **Die Rache eines Millionärs.** Dem amerikanischen Millionär Artur W. Cutten, einem bekannten Geschäftsmann, passierte das Malheur, daß sein Haus im Jahre 1912 von einer Diebesbande, die aus neun Personen bestand, ausgeplündert wurde. Nicht umsonst ist Arthur Cutten ein eifriger Börsenspieler und ein hartnäckiger Mann. Er schwor einen heiligen Eid, seinen letzten Dollar zu opfern und nicht eher zu ruhen, bis die ganze Bande hinter Schloß und Riegel sitzt. Die Beute der Diebe war nach amerikanischen Begriffen nicht allzu groß. Sie bestand aus Schmucksachen im Werte von 20 000 Dollar, 500 Dollar in bar, und allerdings — 25 Kisten Whisky. Schlimmer war schon die Tatsache, daß die Diebe Mr. Cutten fesselten und ihn in einen Kellerraum einsperrten. Diese Beleidigung konnte der Millionär den Banditen nicht verzeihen. Er wandte sich an die besten Detektive von U. S. A., die jahrelang im ganzen Lande nach der Bande suchten. Sieben von den Dieben konnten auch ermittelt und verhaftet werden. Der achte Bandit, ein gewisser Rosenberg, ist seit über einem Jahr in allen Staaten verfolgt worden. Vor kurzem erhielt Mr. Cutten ein Telegramm, daß Rosenberg in Cleveland verhaftet worden sei. Der hartnäckige und kaltblütige Millionär sagte seelenruhig: „Das war Nr. 8, wenn ich jetzt Nr. 9 habe, ist mein Gelübde erfüllt.“

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.